

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 164

Posen, den 20. Juli 1929

3. Jahrg.

## Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanse  
von Wilhelmine Fied.

(Schluß).

(Nachdruck verboten.)

Da sinkt er zurück; er fühlt seine Sünde. Hat sie heimlich immer gefühlt, auch wenn er sie vor sich selbst leugnete. Setzen Eid, der Stadt Bestes über alles zu stellen — im letzten und höchsten Sinn hat er ihn nicht gehalten; damals, am Tage von Helsingborg. Nicht aus Fürsorge für die Schiffe und Wäpner der Hanse hat er den Vertrag mit Waldemar Atterdag geschlossen, ob er's gleich immer behauptete, sondern aus Angst um seinen Sohn. Er hat den Vater in sich mächtiger werden lassen als den Heerführer; um Klaus zu retten, hat er Bertram Wulflam so heftig widersprochen. Vielleicht, oder wahrscheinlich, wäre die Schlacht nicht gewonnen worden, aber darauf kommt es jetzt gar nicht an. Sieg und Niederlage steht bei Gott. Worauf es ankommt, ist, daß er damals mit dem Herzen die Heimat verraten hat. Das ist's, wofür er jetzt mit seinem Leben büßt, und wofür er durch die Geschichte der Heimat wandeln wird als ein Schmachbeladener. Denn nun ist's aus; er kann sein Vergehen nicht wiedergutmachen. Einst hat er so viel gewollt. „Die alte Lübbische Ehr“ der geliebten Stadt sollte durch ihn in immer hellerer Glorie erstrahlen. Und wie ist nun das Ende! Ist er etwa darum gescheitert, weil er sich eben doch nicht mit allen Kräften in ihren Dienst gestellt und noch andere Götter gehabt hat neben ihr? Oder ist da noch ein letzter, tieferer Grund? „Du bist zu weich, Johann!“

Sein Vater hat es ihm gesagt, danach Hinrich Paternostermaier und Waldemar Atterdag, und zuletzt der gute alte Altendorn. Er fühlt und weiß es jetzt, daß sie alle wohl recht gehabt haben. Wer der Königin der Hanse dienen will, muß es tun mit fester Hand und festem Herzen, vielleicht auch mit harter Hand und hartem Herzen.

Aber ein Tag wird kommen, da die Königin den Schleier der Schmach, den er ihr gewoben hat, wieder ablegen wird, weil der Ruhm wieder um ihre Türme schwebt, wie einst. Wer wird diesen Tag heraufführen? Johann Wittenborg ahnt es mit dem Hellssehen des Sterbenden. Bertram Wulflam wird es sein und Brun Warendrop und Jakob Plestow. Die alle haben die feste Hand und das feste Herz.

Wenige Stunden später ist es so weit. In dichter Menge säumt das Volk die Straßen, kaum vermögen die Ratsknechte mit ihren Spießen einen Weg freizuhalten. Und noch immer neue Scharen strömen herzu. Aber wer die Augen schließt, könnte meinen, es sei öde wie um Mitternacht, so lautlos steht das Volk. Nur die große Gerichtsfahne ob dem Rathaus bauscht sich, flattert und raschelt im frischen Septemberwind.

Aber nun von fern her ein Ton, der gespenstisch in die Stille bringt, das dumpfe Anschlagen einer Trommel, dazwischen schwerer Tritt von Stadtknechten. Ein Murren läuft den Zug voraus: „Sie kommen! Sie kommen!“ Und kaum einer ist in der Menge, der das Wort nicht mit schmerzhaftem Ruck am Herzen spürte. Johann Wittenborg, nun geht's zum Tod. Voran reitet eine Rotte Stadtknechte, dann der advocatus des Rats zwischen zwei Ratsherren in schwarzen Mänteln, dann neben dem Beichtvater her, den aller Blicke suchen und wieder eine Rotte Stadtknechte. Man

ehrt den Rang des Verurteilten. Herr Johann trägt die prunkhafte Amtskette, sein Haar ist an den Schläfen ergraut, und seine Züge sind scharf. Seine Augen aber haben den fernen, weltentrückten Blick eines Menschen, über den der Tod keine Macht mehr hat. Plötzlich brängt sich aus der Menge ein Mann an ihn heran. „Johann, du wirst gerächt werden, wenn der große und offenbarliche Tag des Herrn kommt“, zischt er mit funkelnden Augen.

„Hinrich.“ Johann wendet den Blick. Ist etwa auch Barbara in der Nähe? Doch schon taumelt der Häretiker vom derben Fußstoß eines Stadtknechts getroffen, zurück. Was fällt dem Verurteilten ein?

Aber aus dem dichtesten Haufen hebt eine Frau ihr Enkelkind hoch. „Sieh ihn dir noch einmal recht an, Hänjelen, den guten Junker!“

Der gute Junker. Das ist einst Johanns liebster Titel gewesen. Nichts Besseres hätte man ihm auf dem Wege zum Tode sagen können. Er hat sein Lübbisches Volk immer geliebt, nun fühlt er, daß auch ihn noch viele lieben, den abgesetzten Bürgermeister, den Hochverräter und Verurteilten. Er lächelt; ihm ist's, als schritte plötzlich anstatt des Paters Eligius ein Engel neben ihm, der ihm das Tor des Paradieses auftun wird.

Jetzt biegt der Zug in den Markt ein, den die Menge füllt Kopf an Kopf. Wo am offenen Rathausfenster Herr Hermann Gallin und Herr Jakob Plestow stehen, und mit ihnen der ganze Rat; auch Peter Altendorn, dem Tränen den Blick verdunkeln. Wo vor dem Säulengang das schwarze Gerüst steht mit dem Richtstuhl und Meister Hans, der Nachrichten mit dem blinkenden Beil. Die Stadtknechte stellen sich im Halbkreis auf. Der Beichtvater murmelt letzte lateinische Worte und macht das Kreuzeszeichen. All das scheint ewigkeitslang, ob es gleich nur Minuten währt. Jetzt steigt Johann Wittenborg festen Schrittes die Stufen des Gerüsts hinauf, während sich vom Dach des Rathauses ein Schwarm Tauben löst, sich glänzend über den Platz schwingt und hinter den Türmen von Sankt Marien verschwindet.

Der Bürgermeister steht neben dem Mann im roten Mantel und mit dem blinkenden Beil. Noch immer haben seine Augen den fernen, weltweiten Blick, der dem Großen, Unbekannten entgegenforscht, als wisse er kaum noch, daß jetzt die Welt des Sichtbaren samt Raum und Zeit hinter ihm versinkt. „Jetzt braucht Ihr mir nicht mehr über den Rinnstein auszuweichen, Meister Hans,“ sagt er ruhig.

Der Nachrichten würdigt und schluckt. „Hochgebietender Herr, ich wollte wahrhaftig lieber an Eurer Stelle sein, denn an meiner.“ — In den Halbkreis vor dem Gerüst ist nun der advocatus getreten und stellt seine Frage, die letzte für diese Welt: „Johann Wittenborg, nehmt Ihr Euer Urteil an als von Rechts wegen und bekennt Ihr Euch schuldig?“

Und klar und fest hören die Umstehenden die Antwort: „Ja, doch stehet das nur zwischen Gott und mir.“

Aber aus der Menge löst sich ein schrillwimmernder Schrei, und es ist eine Bewegung, als sei irgendwo ein Weib ohnmächtig geworden.

Und dann ist auf einmal alles vorüber, wie ein jährender Traum und wie Gewölke zerflattert. Der Rat zieht sich vom Fenster zurück, die Knechte des Meisters Hns kommen mit einer Decke, die Gerichtsfahne rauscht schwer herab, und langsam zerstreuen sich die Menschen. So sonderbar schwer ist's ihnen in den Füßen, und so benommen im Kopf. Der Bäcker Rubenow wendet sich an seinen Nachbar, den Gerber Langemak. „Wißt Ihr schon? Man sagt, daß sein

Name nicht ins Notizmemorialbuch aufgenommen werden wird. Auch habe der Rat bestimmt, daß er nicht im Grab seines Vaters in Sankt Marien ruhen soll, sondern im Kreuzgang des Dominikanerklosters zur Burg, weil er ein Verräter war und Unehre über die Stadt gebracht hat. Was haltet Ihr davon, Gevatter?"

Der Gerber zuckt die Achseln. "Ich halte davon, daß unser Herrgott ihn am jüngsten Tag bei den Dominikanern so gut zu finden wissen wird, wie in Sankt Marien. Übrigens stand ich ganz nahe am Gerüst, konnt' ihm ins Gesicht sehen und hörte alles, was er sprach. Auch das er sich schuldig bekenne, doch stehe das nur zwischen Gott und ihm."

"Ich weiß, das war sein letztes Wort."  
 "Rein, nicht das letzte", triumphierte der Gerber, wie jemand, der es besser weiß. "Ehe er niederkniete, sagte er noch so leise vor sich hin 'Klaus'. Dann traf ihn der Streich."

Der Bäckermeister schüttelte den Kopf.  
 "Das glaub' ich nicht. Warum in aller Welt sollt' er Klaus' gesagt haben? Niemand in seiner ganzen Sippe heißt so; nicht einmal bei den Bordewiels. Ihr müßt Euch geirrt haben, Gevatter."

E n d e.

## Der Granatenfischer.

Von Martin Stiebing.

Noch dröhnte der grollende Widerhall der schweren Schiffsgeschütze über das Wasser, als ein Signal langsam am Beobachtungsschiff emporstieg. Im selben Augenblick schnellten die schlanken Motorboote der Granatenfischer mit riesigen Sprüngen über die gischtprühenden, weißen Wellenköpfe, die mit blanken Reflexen die Sonne spiegelten. Mit grotesken, bizarren Bewegungen schwärmten die Boote wie Delfine heran, ein jedes versuchte als erstes an das zerflossene, zerfetzte Zielschiff heranzukommen. Grobe Flügel schallten über das Wasser, streitende, erregte Stimmen flogen von Boot zu Boot; denn dieses Wettrennen ging um Geld — und seltsam veränderten sich die vom harten Wetter gezeichneten kantigen Gesichter der Fischer, gleichsam als ob allzustarkes Verlangen nach erhofftem Gewinn ihnen die alltäglichen Masken ab-



reißt, um sie in nackter, unbestechlicher Wahrheit zu zeigen. — Schon näherten sich die Boote dem Brack auf der Untiefe, da bremste der Steuermann des führenden Bootes scharf. Wie ein Meeresungeheuer hebt sich plötzlich als Silhouette gegen den verschwimmenden Horizont eine phantastische Gestalt in klobiger Rüstung ab, hoch sprüht das Wasser weiß gischend auf, mit genau gemessenem Sprung verschwindet Thomas, der Taucher, in der See.

Da stürmt auch schon die Reihe der folgenden Boote heran, zerplagende Luftblasen tanzen und wirbeln auf dem Wasser, die Taucher springen von ihren Booten in die See, mit grotesken Bewegungen wie aufgeschuchte Frösche.

Indessen hat Thomas bereits den Grund gewonnen, bedächtig stellt er den linken Fuß auf den Fahrtanker und läßt sich langsam über den felsigen, verfundeten Grund schleifen — nicht schneller geht es, als wenn ein Kurgast seinen morgendlichen Bummel am Strand gemächlich macht.

Aus dem Helm quillen langsam, unaufhörlich, im gleichen Rhythmus Luftblasen, und Thomas hält scharf und wachsam durch die vergitterten Augengläser Ausblick nach den fehlgegangenen Granaten vom Uebungsschießen.

Seltzam still ist die Tiefe, als ob sie Geheimnisse bergen müsse. Das Ohrensäusen läßt langsam nach, und je mehr das kalte Seewasser belebend die nackten Hände umspült, desto mutiger, entschlossener und kräftiger wird Thomas. Doch mitten in der Fahrt verhält Thomas, späht aufmerksam durch den grauen Zwieschein. Trieb, verschwommen wächst eine Gestalt lautlos aus dem Boden, wie verschleiert steht ein Taucher ihm zugewandt, läßt sich langsam und bedächtig auf den Meeresboden nieder. Ein Gluch preßt sich durch Thomas' dünne Lippen, verhallt ungehört in der tauben Tiefe, während Thomas enttäuscht und erregt ein merkwürdiges Zittern langsam durch seinen Leib laufen fühlt, weiß er doch, daß ein anderer ihm zuvor kam und glücklicher

im Fund war. Schwermütig sieht der Fremde auf den gefundenen Uebungsgranaten, dokumentiert unwiderrüßlich nach dem ungeschriebenen Gesetz unter See sein Besitzrecht an dem Fund, entschlossen, es gegen jeden zu verteidigen. Thomas' Blick irrt über den zerwühlten Boden, langsam zählt er die Granaten im Umkreis: zwölf 28-Zentimeter-Geschosse. Da rechnet er auch schon unwillkürlich: 576 Mark fand der andere und nahm sie in seinen Besitz, da er schneller, wendiger und glücklicher war.

Schon wendet sich Thomas, da streift sein Blick den Taucher, im verschwimmenden Licht erkennt er den Anzug, den nur einer unter allen Tauchern trägt — bremst die Fahrt, während sich seine Hand um das Messer verkrampft das ist Hein, der ihm gegenüber sitzt.

Als wenn alle Tage in einem ausgewischt seien, erinnert sich Thomas an den ersten Sonntag im Mai, der Tanz im Wirtshaus wird urlebendig.

Marie sieht er visionär vor sich, zum Greifen nahe ist ihr lachsfarbenes Kleid, und darüber das spöttische Gesicht von Hein. Wie Hein und er aneinandergeraten sind, weiß Thomas kaum noch, nur, daß sich gewaltig ein blauer Schein vor seinen Augen ergoß, als die zerborstenen Stühle trachten und um sie in tollem Wirbel zerplitterten, und daß Hein in diesem roten Nebel seinen Fäusten entwich, die ihn erwürgt hätten. Unverrückbar haftete nur eines in Thomas' Gehirn: daß er geschworen hatte, beim nächsten Treffen mit Hein ihre Rechnung endgültig auszugleichen.



Schwer und ungefüßig stampft Thomas mit blei- beschwerten Füßen näher, verwurzelt fest, hat und entschlossen vor dem sitzenden Hein. In stummer Erstarrung ragt der Koloss des Tauchers vom Felsgrund empor. Thomas umkämpft mit nerviger Hand den schweren Dolch, den er nach altem Brauch zum Schutz und zur Wehr bei sich führt. Wie abschätzend prüft er die Gestalt von Hein und steht plötzlich in jähem, erlichterndem Schrecken, daß Heins Helm kaum noch Luftblasen entsteigen. Da neigt sich auch schon Hein langsam rückwärts, wie ein Kreisel dreht er sich noch in drolligen Zuckungen, fällt in sich zusammen, während sich seine Hand zuckend in den Sand verwühlt, als ob sie einen letzten Halt suche. Thomas erfasst sofort, daß Hein von schwerer Ohnmacht unter See befallen ist, die sicheren Tod bedeutet. Wie überannt von fremden, unheimlichen Gedanken, steht er: "Ihn liegen lassen, und aller Streit ist entschieden."

Doch fast mechanisch hebt sich Thomas' Hand, tastet nach Heins Signalleine, reißt daran. Das Zeichen höchster Not schreckt die Mannschaft des Nachbarbootes in die Höhe, zerrt Hein aus der todbringenden Tiefe empor.

Thomas selbst reißt im Lakt an seiner Leine, nur wenige Sekunden später findet die wuchtige, stählerne Hebezange ihren Weg zu ihm. Geistesabwesend laßt er sie um die

Thoren wankten, und Mitematisch arbeitet Thomas, der Taucher, den gefundenen Schatz zu bergen.

Noch nie hatte Thomas während seiner langen Tauchzeit so viel Glück gehabt wie an diesem Tage. Er arbeitete bis hart heran an den zerschossenen Rumpf des Zielschiffes, und nach Stunden mühseliger Arbeit hatte er zweiundzwanzig Granaten geborgen, nur eine davon war bereits zum zweiten Male verfeuert und nur den Schrottpreis wert.

Als Thomas aufgezogen wurde, tanzte der Steuermann seines Bootes vor Freude über den reichlichen Fund ekstatisch von einem Fuß auf den anderen, als ob er schon seinen Anteil an der Beute in Alkohol umgeseht habe.

„Ueber die Verteilung reden wir an Land“, knurrte Thomas statt aller Begrüßung, und dies waren die einzigen Worte, die seine Kameraden auf der Fahrt von ihm hörten, während sie erstaunt und manche Ueberschung witternd, auf sein verbissenes Gesicht sahen.

Als sie das Festland erreichten, ging er mit seiner Mannschaft schnurgerade auf die Bemannung von Heins Boot zu, die niedergeschlagen um Heim herumstanden, den sie erst nach vielstündiger Arbeit und Mühe aus seiner tiefen Ohnmacht erwecken konnten. Als die Fischer Thomas herankommen sahen, drehen sie sich um, als ob sie nicht recht wüßten, was die glücklichste Mannschaft von allen Booten gerade bei ihnen zu suchen hätte. Nur Heim erhob sich schwerfällig, trat auf Thomas zu und fragte: „Hast du die Signalleine gezogen?“

Thomas preßte die Lippen auseinander:

„Ja...“

„Ich danke dir“, stammelte Heim verlegen, und das Blut krieg ihm rot zu Kopf.

Thomas starrte ihn eine Weile stumm und regungslos an; dann knurrte er zwischen den Zähnen:

„Zwölf Granaten waren es, die du gefunden hast. Da du sie nicht gehoben hast, gehören sie uns. So ist das Recht. Wir haben sie geborgen, trotzdem sollt ihr die Hälfte haben, weil du sie entdeckt hast. Holt sie euch von Bord ab.“

„Ich danke dir“, murmelte Heim verlegen und senkte den Kopf, während er zu Boden starrte.

„Du hast mir nichts zu danken“, schrie Thomas in plötzlich ausbrechendem Zorn, „was ich dir tat, hatt' ich jedem getan. Und das sei dir gesagt, treffen wir uns wieder, dann machen wir die Sache mit Marie aus...“

Damit hielt Thomas ihm seine knöchige, grobe Faust direkt vor das Gesicht, und auf seiner Stirn zuckten die Adern zu dicken Bündeln empor.

Dann drehte sich Thomas, der Taucher, schweigend auf dem Absatz und stampfte mit ungelentigen Schritten mühsam über den weißen, feinen Dünenand, gerade als ob noch die schweren, bleiernen Tauchergewichte an seinen müden Hüften hingen.

## Der Bahnübergang

Von Fritz Müller, Partentirchen.

Die hier wiedergegebene humorvolle Geschichte ist dem neuen Kurzgeschichtenband des Dichters „Halbtag über zerwerch“ entnommen, dessen reich illustrierte Buchausgabe mit insgesamt 50 Erzählungen soeben im Verlag L. Staackmann, Leipzig, erschienen ist.

Mein Vetter aus Amerika machte mir einen Besuch. Wenn wir zusammen spazieren gingen, blieb er vor allen Straßenschilbern stehen und buchstabierte.

„Ich will lernen Deutsch“, sagte er.

Einmal kamen wir an einen Bahnübergang. Links war ein Wosten mit einer Tafel. „Halt!“ stand darauf, „Halt“ mit einem Ausrufungszeichen.

„Was meinen das?“ fragte mein Vetter.

„Daß man halten soll.“

„Halten warum?“

„Wegen des Bahnüberganges.“

„Oh, da muß man halten?“

Einige Schritte weiter stand eine große Tafel, einen halben Meter im Geviert. Mein Vetter pflanzte sich davor auf und buchstabierte.

„Laut §§ 324 Abs. 3, 333 Abs. 4, 336 Abs. 2 des Eisenbahnbetriebsreglements für Haupt- und Nebenbahnen ist es verboten, wenn das Läutewerk ertönt oder das Nahen des Zuges sich anderweitig bemerkbar macht.“

Ein ganzer Roman stand darauf. Mein Vetter glänzte. Er ließ sich häuslich davor nieder und lernte eine Menge neue Worte. Aber nun fragte er wieder:

„Warum sein dieser Tafel an diese Ort?“

„Bahnübergang“, sagte ich etwas gereizt.

„O ja“, sagte er freundlich und versank in Nachdenken.

Da ertönte eine scharfe lange Bimmelrei.

„Was meinen das?“ fragte der unbequeme Mensch.

„Bahnübergang!“ schrie ich ihn an, „der Zug kommt.“

„Wo? Ich kann nicht sehen der Zug.“

„Es himmelt immer vier Minuten vorher.“

„Warum?“

„Damit man sich vorbereiten kann.“

„Ohja, ohja...“

In diesem Augenblick ging auch die Schranke herunter.

„Warum?“ fragte der unleidliche Mensch weiter.

„Bahnübergang!!!“ Dann wurde ich heiser. Das aber vernahmte der Mensch, um in ein Gelächter auszubrechen und mir auf englisch einen Vortrag zu halten, einen Vortrag, sage ich Ihnen und zwischen hinein hielt er sich den Bauch vor Lachen, dieser, dieser... amerikanische Vetter.

„Well“, sagte er, „was für ein merkwürdiges Volk seid Ihr doch. Wenn von euch einer über ein Gleis gehen will, so wird ihm zuerst Halt! vor die Augen gedrückt, ein bescheidenes Halt. Aber da es immerhin möglich wäre, daß er es übersehen, wird ihm eine Tafel von einem halber Quadratmeter Inhalt ins Gesichtsfeld gehoben. Für den Fall aber, daß er blind sein sollte, wird mit einem Läutewerk an sein Gehör Berufung eingelegt. Sollte er aber blind und taub sein, so ist noch der Gefühlsinn da, und er darf seinen Untertanenkopf an den gestreiften Schranken anstoßen. Ihr seid ja viermal — wie muß ich sagen — gegen Dummheit versichert, Ihr...“ Hier hielt ich mir die Ohren zu.

Erst im Hofbräuhaus gewann ich meine Ruhe wieder, so daß ich ihn fragen konnte.

„So“, sagte ich, „so! und wie ist denn das bei euch in Amerika mit den Bahnübergängen?“

„Was soll sein da? Nichts ist.“

„Und wenn einer darüber gehen will?“

„So we suppose — was heißt suppose in Deutsch? — Ohja — so wir erwarten von ihm, daß er sieht links und rechts und horcht ein wenig dazu, und dann erst geht hinüber.“

„So!!! Und wenn er das nicht tut, und der Zug kommt, was dann, he?“ Jetzt hatte ich ihn.

„Well, dann wird er überfahren und ist alles gut. Wir können nicht brauchen solche idiotic Menschen.“

## 68 500 Erfindungen werden jährlich zum Patent angemeldet.

Der Erfinderstatistik von Patentanwalt Dr.-Ing. Heinrich Goldbeck, Berlin, entnehmen wir:

Trotz der erdrückenden Wirtschaftslage ist das Deutsche Reich dasjenige Land Europas, das die meisten Patentanmeldungen zu verzeichnen hat, und in der Welt wird es nur von den Vereinigten Staaten überflügelt. Während 1927 in Deutschland 68 457 Patentanmeldungen eingereicht wurden, beläuft sich die Zahl der Anmeldungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf 87 545. Etliche andere Länder haben folgende Zahlen zu verzeichnen:

Belgien . . . . .	8 671	Ungarn . . . . .	3 370
Dänemark . . . . .	3 100	Kanada . . . . .	11 804
Frankreich . . . . .	23 067	Niederlande . . . . .	3 976
Großbritannien . . . . .	35 469	Oesterreich . . . . .	8 161
Irland . . . . .	2 258	Schweden . . . . .	4 822
Italien . . . . .	10 647	Serbien . . . . .	1 053
Japan . . . . .	12 607	Tschechoslowakei . . . . .	7 763

Auf die 68 457 Anmeldungen in Deutschland wurden im Jahre 1927 nur 15 265 Patente erteilt, d. h. nur etwa 22 Prozent der Anmeldungen haben das gewünschte Ziel erreicht. Diese Prozentzahl ist in anderen Staaten bedeutend höher; sie beträgt beispielsweise für

Frankreich . . . . .	75 %	Schweiz . . . . .	71 %
Großbritannien . . . . .	54 %	Dänemark . . . . .	42,5 %
Niederlande . . . . .	44 %	Japan . . . . .	34 %
Schweden . . . . .	45 %	Irland . . . . .	40 %

Die Statistik der Geschmacksmuster, d. h. der durch ästhetische Formen sich auszeichnenden Muster, zeigt in vielen Städten ansteigende Kurven. — Von deutschen Städten meistbeteiligt sind, was manchen in Erstaunen setzen wird: Barmen, Berlin, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Glauchau, Leipzig, Merane i. Sa., Plauen i. V., Reichenbach i. Schl. Von allen Staaten der Welt hatte 1927 Deutschland die meisten Warenzeichenanmeldungen, nämlich 29 640, aufzuweisen, von denen 17 000 zur Eintragung geführt haben. Es folgen der Zahl nach die Ver. Staaten mit 20 124 Anmeldungen, Japan mit 19 696, Frankreich mit 15 515 und Großbritannien mit 12 381 Anmeldungen.

## Ein stürmisches Heim.

In Amerika wütete vor einiger Zeit ein gewaltiger Tornado, der in Georgia außer einigen anderen üblen Streichen auch ein großes Holzhaus inmitten der Stadt packte und es um und um drehte. Den Bewohnern ist kein Schaden zugestoßen, nur wohnen sie jetzt genau in entgegengesetzter Richtung. Es scheint ihnen aber ganz gut zu gefallen, denn sie verlegen jetzt den ehemaligen Vorgarten auf die nunmehr richtige Seite . . .

## Tonfilm-Montage.

Von Marc Roland.

Wenn heute von der Montage eines Films soviel Aufhebens gemacht wird, so geschieht dies häufig aus tatsächlichen Respekt vor denjenigen „Scherenmeistern“, welche die Virtuosität haben, aus dem vorhandenen Negativmaterial durch abwechslungsreiches Durch- und Ineinanderschneiden der einzelnen Szenen eine spannende und packende Bildfolge zu erzielen. Eine solche bunte Komposition aus Negativteilen die in einer vielleicht im Manuskript vorher nicht beabsichtigten, aber bei der Durchsicht des Materials erkannten besseren Wirkung halber neu schöpferisch zusammengeschnitten werden, scheidet von vornherein beim Tonfilm aus. Damit soll nicht gesagt werden daß nicht in Ausnahmefällen auch beim Tonfilm Umstellungen möglich sind. Sie zählen aber zu den Seltenheiten und werden stets eine reine Glücksache sein.



Marc Roland, der begabte Regisseur hat sich ausschließlich auf den Tonfilm verlegt.

Der Tonfilm ist noch mehr an die Zeit und deren Kunstgesetze gebunden als der stumme Film. Eine musikalische oder mit Musik unterlegte Szene kann sowieso nur nach der Musik geschnitten werden. Mithin muß die Aufnahme für den Schnitt gedreht werden, und infolgedessen hat das Manuskript diese Voraussetzungen an einem tadellosen Schnitt bereits zu enthalten. Es ist auch notwendig, daß ein vom Autor mit aller Sorgfalt hergestelltes Drehbuch grundsätzlich von dem Musikdramaturgen, Tonregisseur oder Komponisten durchgearbeitet wird, um die tonliche Seite mit dem Manuskriptverfasser zusammen zu einem geschlossenen Aufbau zu bringen. Die Teilung der Manuskriptseite in eine linke und eine rechte Hälfte — in eine tonliche und eine bildliche Seite — hat sich bereits als sehr praktisch erwiesen. Hier trifft man übrigens auf eine der ästhetischen Grundlagen des Tonfilms. War bisher im stummen Film die Begleitmusik des Orchesters eine unumgängliche Notwendigkeit, so war es doch dem Filmästheten niemals zweifelhaft daß die Musik im stummen Film das Sekundäre ist. Der Ton des Tonfilms dagegen schiebt sich in derartig ausgeprägter Weise in den Vordergrund daß bei dem zu erwartenden Fortschritt des Tonfilms die tonliche Seite das Primäre wird wenn das nicht heute bereits der Fall ist. Es darf also mit gutem Gewissen gesagt werden, daß nach Anerkennung und Auswahl eines guten Stoffes die größte Hauptsache die sorgfältige Betreuung der tonlichen Seite des Drehbuches ist.

## Der Inhaber des sonderbarsten Gewerbes ist gestorben.

In diesen Tagen starb in London ein Mann, der von sich sagen durfte, daß er wohl das merkwürdigste Gewerbe besaß. Wie er zu diesem Gewerbe kam, das erzählte der Greis vor einigen Jahren einem englischen Zeitungsmann wie folgt: „Es ist schon mehr als ein Vierteljahrhundert her, als ich mangels einer geeigneten Arbeitsmöglichkeit in den Hafenanlagen spazieren ging. Plötzlich kam ein Herr auf mich zu, drückte mir zehn Schilling in die Hand und erklärte mir: „Das Geld gehört Ihnen. Tun Sie mir dafür den Gefallen und winken Sie dauernd drüben der Dame zu, die vom Dampfer aus hier herüberschaut. Sie werden höchstens noch zehn Minuten zu winken brauchen, denn der Dampfer, der meine Frau nach Amerika bringt, fährt um 10,28 Uhr ab. Winken Sie immer feste, denn meine Frau wird nicht merken, daß ein anderer winkt, weil sie nämlich kurzichtig ist.“ Sehen Sie, erzählte der Greis dem Zeitungsberichterstatter weiter, so kommt man durch einen bloßen Zufall zu einem ganz einträglichen Geschäft. Ich habe mir nun schon volle 27 Jahre lang als „Zuwinkler“ das Geld verdient, das ich zum täglichen Leben brauche. Es reicht obendrein auch noch zu einer guten Zigarre und zu einem Schnaps...“

Woraus zu folgern ist, daß es in England unglaublich viele Ehemännchen noch heute mit dem Schlager halten: „Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht...“

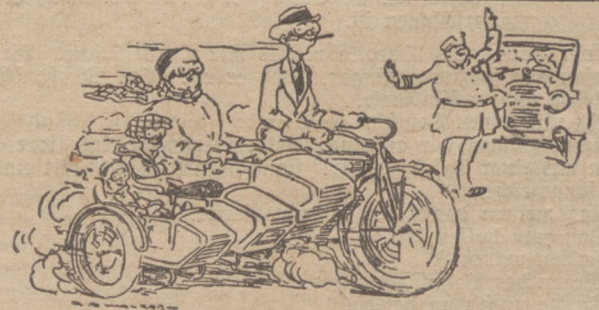
## Aus aller Welt.

**Unvorsichtiges Kompliment.** In einer Gesellschaft saß einst der französische Astronom Balande zwischen Frau von Staël, der sich für schön hielt, ohne es zu sein, und der als Schönheit überall anerkannten Madame Recamier. Indem er beiden Damen etwas Unangenehmes sagen wollte, rief er aus: „Wie glücklich sehe ich hier zwischen Geist und Schönheit!“ — Schnell flügte Frau von Staël hinzu: „Ohne eins von beiden zu besitzen.“

**„Heinrich der Vogler.“** An einer rheinischen Bühne war ein Bassist engagiert, der es mit der Tonreinheit und dem vom Komponisten vorgeschriebenen Noten nicht so genau nahm. Weil er deshalb auch die Basspartie des „Heinrich der Vogler“ im „Lohengrin“ nach Strich und Faden verpackte, wurde er von den gar lieben Kollegen „Heinrich der Vogler“ benannt. Besagter Bassvogler wurde eines Tages nach Köln berufen, um dort aushilfsweise den König Heinrich zu singen. Der Kapellmeister Klemperer, der damals in Köln als Dirigent wirkte, wurde von einem Kollegen des Sängers gefragt, welche Partie denn der große Bassist aushilfsweise gesungen habe. Da antwortete Klemperer: „Was er gesungen hat, weiß ich nicht; angezogen war er als König Heinrich.“

**Einer, der für Examen schwärmt.** Wenn man sich nachts im Traum mit Einbrechern herumzuschlagen muß oder von einem hohen Turm herunterfällt, so ist das gefährlich. Aber wenn man mit 40 oder 50 Jahren sich plötzlich wieder in die Schulzeit zurückversetzt fühlt und vor der großen schwarzen Tafel steht, um vor versammelter Klasse den Behrnsatz des großen Pythagoras zu beweisen und keine Ahnung mehr hat von Winkeln und Katheten oder wenn nachts die Logarithmen mit einem im Bett herumtanzen, dann ist das ebenso fürchterlich, als wenn man von Einbrechern an der Kehle gepackt wird. Die allerwenigsten unter den Erwachsenen würden heute ein Schulexamen bestehen können. Und da ist es ein Wunder, wenn Herr Levy aus Paris ein so begeisterter Befürworter des Schulexamens ist. Herr Levy ist 56 Jahre alt und hat kürzlich mit großem Gelingen das Schulexamen für eine Mittelschule abgelegt. Veranlassung dazu war eine Wette. Sein Freund Henri behauptete, er würde bei einem solchen Examen durchrasseln. Herr Levy behauptete das Gegenteil. Man wettete um zwölf Flaschen Chateau d'Yquem. Das ist, wie jeder Kenner weiß, eine Wette, die sich immerhin lohnt. Und eines Tages saß Herr Levy zwischen zwei Dutzend Jungen von 14 und 15 Jahren und wurde examiniert. Und bestand. Und nun sagt Herr Levy, sein Beispiel solle nachgeahmt werden. Gerade so, wie der Mensch von Zeit zu Zeit sein Herz oder seine Zähne untersuchen lasse, müsse er auch ab und zu sein Gedächtnis einer Prüfung unterziehen. Solch ein Schulexamen im späteren Alter wirke, meint Herr Levy, erfrischend, verjüngend, sei gewissermaßen ein Stahlbad. Viele Nachfolger dürfte aber Herr Levy mit seinem Vorschlag kaum finden. Niemand begibt sich freiwillig in Examensnöte. Auch ein Duzend Chateau d'Yquem kann da nicht reizen.

## Fröhliche Ecke.



### Humor des Tages.

Ein Satz Beiwagen für kinderreiche Familien.

„Mutter, die Tante Olga hat ein appetitliches Gesicht.“

„Appetitlich, wie so?“

„Wegen der vielen Sommerproffen. Man denkt immer an Streuselkuchen.“

Der kleine Fritz wirft in der Schule das Tintenfaß um. Der Lehrer sagt entrüstet zu ihm: „Was hast du nun verdient, Schlingel?“

„Herr Lehrer, ich gehe nicht in die Schule um zu verdienen, sondern um zu lernen.“